Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 64 (1984)
Heft: 4

Artikel: Zum Deutschschweizer Roman von 1945 bis zur Gegenwart
Autor: Wysling, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-164139

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hans Wysling

Zum Deutschschweizer Roman von 1945 bis zur Gegenwart

Die deutschsprachige Literatur scheint heute von den Randzonen her genährt zu werden. Während in Deutschland, abgesehen von Böll, Koeppen, Andersch, Grass, Johnson, Walser, die generationsmässig bereits zu den Grossvätern und Vätern gehören, neue Namen nur vereinzelt aufgetaucht sind, wimmelt es in der Schweiz und in Österreich von produzierenden Autoren. Nach Frisch und Dürrenmatt sind Hans Boesch, Hugo Loetscher, Herbert Meier, Adolf Muschg, Paul Nizon, Jörg Steiner, Otto F. Walter auf den Plan getreten, später Silvio Blatter, Hermann Burger, Christoph Geiser, Gertrud Leutenegger, E. Y. Meyer und Gerold Späth, schliesslich Jürg Amann, Franz Böni, Reto Hänny. Und das ist nur eine kleine Auswahl. Dieser *embarras de richesse* ist an sich erfreulich. Er zeigt, dass die Literatur *lebt,* wo sie doch 1965 von Enzensberger totgesagt worden ist. Welche Namen werden das Jahrhundert überleben? Werden es mehr als fünf sein? Die Historiker, auch die Literaturhistoriker, sind vorsichtig mit Prophezeiungen – selbst wenn sie eine Meinung haben sollten.

Es geht hier auch weniger um eine Wertung als um den Versuch, eine gewisse Ordnung in die überwältigende und bisweilen wohl auch verwirrende Fülle von Erscheinungen zu bringen, und das mit Hilfe von drei Fragen:

1. Vor welchem historischen Hintergrund schreiben die Autoren der Nachkriegszeit? Welches sind die Unterschiede zur Kriegsgeneration? Welches sind die Unterschiede zwischen den Nachkriegsgenerationen?

2. Welches sind die dominierenden Grunderfahrungen und -konflikte der Autoren seit 1945? Welches sind entsprechend die beherrschenden psychischen und sozialen Themen und Motive?

3. Welche literarischen Traditionen gelten als Muster? Welche neuen Darstellungsformen werden erprobt?

Die Generationen vor dem historischen Hintergrund

Wer versucht, die Nachkriegsliteratur zu epochisieren, wird auf vier Einschnitte stossen: 1945, 1959, 1968, 1980. Die Autoren lassen sich entsprechend vier verschiedenen Generationen zuweisen. Es war für mich eine Überraschung, als ich sah, dass der Historiker Erich Gruner aus seiner Sicht zum gleichen Ergebnis gekommen ist. Er veröffentlichte am 19./20. September 1981 in der «Neuen Zürcher Zeitung» einen Aufsatz unter dem Titel «Die vier Generationen 1945, 1959, 1968 und 1980. Erwartungen, Enttäuschungen, Verhärtungen». Auch wir nehmen diese Jahreszahlen nur als «Orientierungssignale». Zu einer Generation gehören die Schriftsteller, die mit ihren Hauptwerken die jeweilige Epoche tragen und sich von ihr getragen fühlen. Welches sind nun die charakterisierenden Positionen?

Die Kriegsgeneration

Ich rechne dazu:

Meinrad Inglin (* 1893): Schweizerspiegel (1938)
Albin Zollinger (* 1895): Pfannenstiel (1940)
Albert J. Welti (* 1894): Wenn Puritaner jung sind (1941)
Arnold Kübler (* 1890): Öppi von Wasenwachs (1943).

Sie alle erzählen noch in den traditionellen Formen und stehen damit in der Nachfolge Gottfried Kellers. Was sie zum Schreiben antreibt, ist die Sorge um Land und Volk, die Sorge um die Nation. Der Unterschied zu Keller liegt auf der Hand: Für diesen war die Öffnung der Schweiz nach aussen eine Notwendigkeit; sie konnte ja nur leben, wenn sie mit Deutschland, Frankreich, Italien und Österreich in lebendigem Kontakt blieb. Das galt auch vom literarischen Bereich. Die Situation der Kriegsgeneration war anders: Gefordert war damals die Selbstbehauptung. Das verlangte die Abgrenzung von den faschistischen Ländern. Die Besinnung auf das Eigene, auf den Sonderfall Schweiz war das Leitthema. Diese erzwungene Autarkie war verbunden mit der Gefahr der Provinzialisierung, des geistigen An-Ort-Tretens. Auf die mit der Verschweizerung verbundenen Gefahren machte damals vor allem Albin Zollinger aufmerksam. 1941 schrieb er: «Mitunter kommt mir die Vision eines Untergangs [...] in Sterilität, Mechanismus, Phäakentum – vergraste Provinz abseits der Geschichte.» Für Zollinger war diese Vision entsetzlicher als die eines Untergangs «in Blut und Tränen». Phäakentum: das bedeutet Abkapselung auf glückseligen Inseln, während draussen die faschistische Ideologie zum Krieg

treibt. Vergraste Provinz: das heisst Dorf- oder Kleinstadtidylle statt Teilnahme am Weltgeschehen. Abseits der Geschichte: das heisst Stagnation und Schicksallosigkeit.

Demgegenüber dann die Vision einer Schweiz als des Lands der Mitte, der programmhaften Völkerversöhnung, des Horts humanistischer Werte – die Schweiz als Relikt des geistigen Europas, als Modell für den kommenden Aufbau der Vereinigten Staaten von Europa. Wortführer in dieser Sache war Fritz Ernst. Er hatte schon 1926 sein Buch *La tradition médiatrice de la Suisse aux XVIIIe et XIXe siècles* erscheinen lassen. Von den dreissiger Jahren an wurden die Titel seiner Vorträge und Bücher programmatisch: *Die Schweiz als geistige Mittlerin* (1932), *Helvetia mediatrix* (1939), *Die Sendung des Kleinstaates* (1940), *Naturgefühl und Vaterlandsliebe* (1945). Das waren nicht mehr nur Werke eines Komparatisten, es war «geistige Landesverteidigung», hochgemute und besorgte Besinnung auf die Möglichkeiten, die in Europa vertan wurden und in der Schweiz bewahrt bleiben sollten, wobei Ernst als treibende Kräfte auch das irrationale Naturgefühl, die Liebe zu Land und Geschichte und die Religiosität sah. Seine nach dem Krieg erscheinenden Schriften hoben vor allem den Modellcharakter der Schweiz hervor: *Der Helvetismus* (1954), *Gibt es eine schweizerische Nationalliteratur?* (1954), *Europäische Schweiz* (1961).

Karl Schmid, in vielem Ernsts Gegenspieler, war so zuversichtlich nicht. In seiner berühmt gewordenen Antrittsrede *Zur kulturellen Lage der Schweiz,* gehalten am 28. Oktober 1944 an der ETH, wandte er sich noch vor Kriegsende gegen die «Reduit»- und «Igel»-Haltung, gegen die «Neigung zu misstrauischer Abwehr» und sprach einer Öffnung der Grenzen das Wort: Die Literaturen der Schweiz könnten nur leben, wenn sie mit den Nationalliteraturen der Nachbarländer in lebendigem Austausch ständen. «In diesem Augenblick, wo die politische Gefahr zu schwinden beginnt, haben wir uns der kulturellen Bindung wieder zu erinnern, wir dürfen es tun.» Schmid forderte einen Ausgleich zwischen den zentripetalen und den zentrifugalen Kräften. Das Eigene war für Schmid weniger die Trias von Naturgefühl, Vaterlandsliebe und Religiosität – das war ihm vielleicht zu mystisch-unberührbar – als vielmehr das Bekenntnis zu den «Grundideen dieses unseres Staates». Das rationale politische Credo, die Wahrung der Menschenrechte war für ihn entscheidend; der «Selbstverständlichkeit der nationalen Zugehörigkeit als eines unbestimmten Gefühls» wollte er sich nicht anvertrauen. Während Max Rychner und Carl Jacob Burckhardt sich vor allem um das europäische Erbe bemühten, war Schmids Sorge auf die konkrete Gegenwart des Zusammenlebens gerichtet: «Sorge um das Land, Sorge um den Menschen. Gewissenssorge um die menschliche und staatliche Gesellschaft» – sie habe die zeitgenössischen

Schweizer Schriftsteller zu leiten. Zu diesem Zwecke müsse sich die Schweiz aus der Situation des «Abseits» und des «Dazwischen» befreien. Neutralität sei im Zeichen des Übernationalen mit Solidarität zu verbinden. Das sind, bei aller Skepsis, hochherzige Worte.

Nun aber zu den Nachkriegsgenerationen:

Die erste Nachkriegsgeneration (seit 1945)

Es geht hier zur Hauptsache um die Werke von Frisch und Dürrenmatt – in Deutschland wären ihnen, mit einigem zeitlichem Abstand, Böll und Koeppen zur Seite zu stellen.

Frisch (* 1911) sucht den Anschluss an die aktuelle Geschichte vor allem im Drama: *Nun singen sie wieder* (1946), *Die chinesische Mauer* (1947), *Als der Krieg zu Ende war* (1949), später dann *Andorra* (1963). In seinen Romanen, die sehr stark autobiographisch sind, wendet er sich gegen die Enge der Schweiz und spielt seine (romantische) Fernsucht dagegen aus: Reisen nach Peking, Mexiko und den USA bilden ein traumhaft-reales Gegengewicht. Erst später, seit den sechziger Jahren, wendet sich Frisch auch politisch gegen die Enge der Schweiz; vor allem aber leidet er unter der eigenen schuldhaften Existenz, seinem Versagen in Ehe und Familie, seiner Identitätsschwäche; es geht dabei vielleicht weniger um eine moralische Schuld als um die Schuld des Narziss.

Dürrenmatts (* 1921) Kritik an der Schweiz ist radikal. Er lässt auf Gotthelfs Gemeinde Unverstand, auf Kellers Seldwyla Güllen folgen und beschwört mit herakleischer Gebärde den Stall des Augias. Im *Besuch der alten Dame* (1956) z. B. stellt er die Berufung auf humanistische Tradition als Lüge hin; das Geld ist es, was die Güllener regiert. In der Spätzeit dehnt er seine Kritik ins Planetarische aus: Weltuntergangsphantasien beherrschen zusehends seine Stücke. Angesichts der verworrenen Weltsituation fordert dieser «verzweifelte Protestant» Gott zum Ordnen des Chaos auf, ergibt sich aber mehr und mehr einem agnostischen Zynismus.

Eines verbindet bei aller Verschiedenheit die beiden Autoren: Sie setzen sich durch ihren Geschichtspessimismus von Brecht ab, Frisch am markantesten in der *Chinesischen Mauer,* Dürrenmatt in *Es steht geschrieben.* Die Welt ist für sie weder durchschaubar noch verbesserungsfähig. Frisch sieht in der Geschichte eine zufällige Häufung von sich wiederholenden Motiven, für Dürrenmatt ist sie undurchsichtig, dubios, chaotisch. Ausgerechnet aus dem Lande Pestalozzis melden sich also Stimmen radikaler Skepsis. Von der missionarischen Zuversicht, die damals etwa die USA erfüllte, ist in der Schweizer Literatur der Nachkriegsgeneration nichts zu spüren; es fehlt der enthusiastische Optimismus, der auf die Pazifierung der Welt, auf ihre

Demokratisierung, ihre erfolgreiche Bewirtschaftung aus ist, so wie sich das etwa in den Programmen der UNO spiegelt. Der Schreck über den Holocaust sass den europäischen Völkern, gerade auch den Schweizern, zu tief in den Knochen, als dass sie an eine Humanisierung noch hätten glauben können.

Die zweite Nachkriegsgeneration (seit 1959)

In Deutschland erschienen um 1959 die grossen Romane zum Thema der unbewältigten Vergangenheit, Anderschs *Sansibar* (1957), Bölls *Billard um halbzehn* (1959), Johnsons *Mutmassungen* (1959) und Grass' *Blechtrommel* (1959). Die jungen Schweizer Autoren hatten den Nationalsozialismus und den Krieg nur am Rande erlebt und konnten zu diesen Themen wenig oder nichts berichten. Als sich die Deutschen, wieder Böll voran, dann der unbewältigten Gegenwart zuwandten und das Wirtschaftswunder zur Zielscheibe der Kritik machten, schlossen sich die Schweizer Schriftsteller nur zögernd an. Die Auswüchse der Hochkonjunktur waren zwar im eigenen Lande auch zu sehen, aber es dauerte lange, bis das, was in deutschen Romanen längst Reizstoff war, auch in der Schweiz zum literarischen Thema wurde: die rasche Technifizierung, die Überdimensionierung des Baugewerbes, die wirtschaftlichen Grossorganisationen, die Fremdarbeiter, die Steigerung des Konsums, der Massentourismus usw.

Der Glaube an den Modellcharakter der Schweiz war angesichts dieser Situation lautlos in sich zusammengebrochen. In seiner Standortbestimmung von 1966, *Die Schweiz und ihre Schriftsteller – die Schriftsteller und ihre Schweiz,* stellt Kurt Marti lapidar fest, nationale Themen seien ausser Kurs geraten. Was die zeitgenössische Literatur beschäftigen müsse, sei allein die soziale Frage, und diese sei von internationaler Bedeutung. Mit Recht, meint Marti, stellten die Schriftsteller ihr Werk nicht mehr unter das Zeichen «nationaler Selbstvergewisserung». Geschichte und Mythos hätten ihren Glanz verloren. Auch die Leitbild-Idee der Kriegs- und ersten Nachkriegszeit habe abgewirtschaftet. Die Frage nach einer schweizerischen Nationalliteratur sei nicht mehr relevant. Relevant sei allein die Frage nach der gesellschaftlichen Wirklichkeit, nach ihren Herrschaftsstrukturen – nach der sozialen Situation nicht nur der Schweiz, sondern aller Länder.

Das ist mehr ein Programm als ein Situationsbericht. Sieht man sich in der Schweizer Literatur der sechziger Jahre um, dann stellt man fest, dass die soziale Frage kaum schon im Mittelpunkt steht. Gezeigt werden Familiendramen im kleinen Kreis: In Otto F. Walters Roman *Der Stumme* (1959), in Herbert Meiers *Verwandtschaften* (1963), in Hans Boeschs

Fliegenfalle (1968). Das Individualpsychologische hat in allen diesen Werken den Vorrang vor der sozialen Analyse. Die Werke dieser Zeit konzentrieren sich auf das Nächstliegende, das Bekannte somit. Es ist die Faulkner-Generation, die hier am Werk ist.

Die dritte Nachkriegsgeneration (seit 1968)

Allgemeine Zweifel an der Zivilisation führten die studentische Jugend 1968 in den Protest. Im Unterschied zur Hippie-Bewegung war die 68er-Revolte nicht evasiv, sondern aggressiv. Ihre Ursachen sind bekannt:

- Auf der ideologischen Ebene ging es um Klassenkampf, um Zerstörung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung;
- auf der philosophischen um Ideale wie «Gerechtigkeit», «Freiheit», gegen die Beengung des Lebensraums durch zu viele Vorschriften, Gesetze, normierte Abläufe: gegen die «Repression» der Apparatwelt;
- die psychologische Wurzel war die Angst vor der Zerstörung der Umwelt, vor der Massenvernichtung in einem Atomkrieg. (Man wandte sich hier gleichzeitig gegen die Technokratien in West *und* Ost.)

Getragen wurde die 68er-Bewegung von einem ungeheuren Messianismus: die Jugend als Welterlöser, die Generation der Alten als Weltzerstörer. Der «neue Mensch» sollte über den alten siegen. Der Generationenkonflikt wurde auf allen Ebenen zur Verschärfung des Kampfes eingesetzt. Auf welcher Ebene gekämpft wurde, ist im konkreten Fall kaum je eindeutig zu sagen. Angst, Ideale, Ideologien wirkten oft zusammen. Der Messianismus wies dabei nicht auf einen kommenden Erlösergott hin: Die Befreiung sollte jetzt und hier erfolgen. Der Erlöser war die Jugend selbst.

Auch die Ursachen der (Selbst)zerstörung der Bewegung sind bekannt: Sie blieb an den Universitäten ghettoisiert, erreichte die Arbeiter nicht und entbehrte so der politischen Macht. Zudem löste sie sich in einzelne Fraktionen auf, in Marxisten, Trotzkisten, Spartakisten, Maoisten usw. Diese begannen sich untereinander zu bekämpfen, verhedderten sich in intellektualistischen Diskussionen und verloren so die Stosskraft nach aussen. Dass schliesslich militante Elemente aus der Bewegung hervortraten und mit Gewalt gegen Sachen und gegen Personen zu wüten begannen, brachte die breite Öffentlichkeit endgültig gegen die Studenten oder gar «die Jugend» auf, führte aber auch in den Reihen der Jugendlichen selbst zu Uneinigkeit und Ratlosigkeit.

Neben und hinter dem Aktivismus die Angst: die Angst vor einem Atomkrieg; die Angst vor der Verbetonierung der Welt – «Atom», «Beton» als Reizwörter; die Angst vor der Kybernetisierung der Welt, vor der

Überorganisation und Steuerung aller Lebensbereiche (das geht von den Verkehrsanlagen über die Datenverarbeitung zu Medien- und Curriculum-Zwängen); Angst vor einer hektischen, besinnungslosen Betriebsamkeit, die nur noch auf Gewinn und Herrschaft ausgerichtet sei, die hemmungslos Rohstoffe verbrauche und die schöpferischen Potenzen verachte. Diese Angst wird wohl gesteigert durch das Bewusstsein der Ohnmacht: Der Zerstörungsprozess scheint irreversibel zu sein.

Das alles führt zur «grossen Weigerung», bald zu Protest, bald zur Resignation, zu jener «unconscious collective disassociation with the present», von der man in Amerika spricht. Schutz gegen den Komplex «Angst-Hass-Gewalt-Terror» sollen alternative Lebensweisen (Kommunen, Agrarkommunen), der Anschluss an religiöse Bewegungen (Taizé, das säkularisierte Franziskaner- oder Kapuzinertum) gewähren. Im übrigen aber wird immer noch und immer mehr die seit den sechziger Jahren sich durchsetzende Droge als Aussteigehilfe benützt. Der Kontakt zu den älteren Generationen ist abgebrochen.

Die ideologische Verschärfung, die die Jugendrevolte mit sich gebracht hat, findet ihren Niederschlag in einigen Romanen der sechziger und siebziger Jahre. Otto F. Walters *Erste Unruhen* (1972), und die *Verwilderung* (1977) sind die sprechendsten Zeugnisse dafür. Walter übernahm mit ihnen die Rolle des Dokumentaristen und des messianistischen Wortführers der Jugend zugleich. Einen romanhaft-autobiographischen Rückblick auf die 68er-Ereignisse gab 1978 in *Brandeis* der Soziologieprofessor Urs Jaeggi, der zehn Jahre vorher die Unruhen an der Universität Bochum als Teilnehmer und Zuschauer miterlebt hatte.

Das Schwergewicht fast aller Romane dieser Generation liegt auf der Kritik. Sämtliche Institutionen des Staates und der Wirtschaft werden angegriffen. Aneinandergereihte Dokumente geben gewollt tendenziöse Berichte über den Zustand der «Gesellschaft», der gegenüber sich diese Schriftsteller als Rand- und Aussenseiter verhalten: Bestandesaufnahme und Analyse als Kritik – aber auch als Mode. Utopien werden nur vereinzelt entworfen, sind aber in den letzten Romanen von Hans Boesch und E. Y. Meyer wenigstens als Richtung angedeutet.

Die vierte Nachkriegsgeneration (seit 1980)

Natürlich ist diese Generation in Werken noch kaum zu fassen. Strassentheater, Untergrundzeitschriften, die Flugblatt-Flora geben am ehesten ein Bild. Zentrales Erlebnis sind die Zürcher Jugendkrawalle (Gruner weist auch auf das TUNIX-Treffen von 1978 in Berlin hin).

In Zürich wurde diese «Bewegung» durch eine Demonstration vor dem

Opernhaus ausgelöst. Man forderte grössere Kredite für die Jugendkultur. Die Auseinandersetzungen konzentrierten sich dann auf die Konflikte um das «Autonome Jugendzentrum (AJZ)». Aber das sind nur die äusseren Anlässe. Die Gründe sitzen tiefer, und es ist schwer, sie alle zu erfassen und zu gewichten. Festgehalten sei, dass die «Bewegung» nicht von den Linksintellektuellen an der Universität ausging. Sie entsprang vielmehr einem irrationalen Lebensgefühl, das ganz verschiedene Schichten und Gruppen von «Unzufriedenen» zu Protestzügen vereinigte und schliesslich in destruktive Eskapaden ausmündete (Zerstörung von Fensterscheiben, Autos usw.). Es scheint, dass sich hinter Protest, Weigerung, Verzweiflung, Evasion so etwas wie ein neuer Lebensstil herausgebildet hat:

1. Diese Jugend will nicht mehr planen und organisieren, sie lebt von Augenblick zu Augenblick.
2. Diese Jugend verzichtet auf Philosophien und Ideologien, sie sucht das unmittelbare Erlebnis.
3. Die Erfahrung, bislang Vorteil der Alten, hat in einer Welt, die sich zusehends entgrenzt (Raumfahrt) und verdschungelt (Kybernetik) ihre Bedeutung verloren. Sie ist abgesetzt, und mit ihr sind die Alten abgesetzt.

Die neue Generation scheint in allen technokratischen Zivilisationen da zu sein, von den USA bis in die Sowjetunion (auch wenn sie hier grössere Schwierigkeiten hat, sich zu entfalten). Auf lange Sicht wird vielleicht, das ist die Annahme der «Bewegten», die technische Welt mit ihren übergrossen Apparaten zusammenbrechen und einer jugendlichen Spontan-Gesellschaft Platz machen, die sich jetzt noch in Kleiderprotest, Rock, Reggae, mit Strassentheater und anderen Gruppenvergnügungen auslebt. Alles das ist ja wohl nur Zeichen dafür, dass den bestehenden Ideologien und den Apparatzwängen nicht mehr geglaubt wird. Die Welt von morgen hat schon begonnen.

Es lässt sich noch nicht sagen, ob da eine fröhliche, in kleinen, genügsamen Gruppen lebende Welt im Anzug ist oder das Fellachentum aller Zivilisationen. Die erste wäre nicht recht lebensfähig, da solchen Gruppen die Mittel zur Selbsterhaltung fehlen. Das zweite: das Gespenst einer durch- oder überorganisierten Massenwelt, mag auf makrabre Art faszinieren und erschrecken; sobald man aber zu konkretisieren beginnt, sieht man ein, dass es solche weltweite Gleichförmigkeit nicht gibt, dass die Probleme in jedem Land anders liegen und auch anders gelöst werden müssen. Die Heraufbeschwörung globaler Zivilisationsverschotterung ist weder richtig noch nützlich. Kulturpessimismus teilt ja das Los aller Nieder- und Untergangsprognosen: er hofft auf seine Nichterfüllung und will im Grunde vor Fehlentwicklungen warnen.

Grunderfahrungen und -konflikte der Autoren der Nachkriegszeit

Welches sind nun die Themen und Motive, die diesen Autoren auf den Nägeln brennen? Wir begnügen uns mit einer Bestandesaufnahme. Hauptthemen sind die lädierte Umwelt und der lädierte Mensch.

Die lädierte Umwelt

Es sind dazu zu rechnen

- das Motiv der *Apparatwelt:* die meist anonymen Maschinerien des Staates, der Wirtschaft, des Militärs und der Schule. Die Grundannahme ist dabei die, dass die anonymen Apparate die Tendenz zur Allmächtigkeit haben, den Menschen vereinnahmen, ihm keinen «Freiraum» lassen, der «Selbstverwirklichung» ermöglichte.
- das Motiv der *Panne* oder der *Katastrophe:* Es ist schon da in Dürrenmatts Erzählung und im *Homo faber,* tritt aber dann in hundertfältigen Varianten auf. (Als besonders virulent hat sich dabei der Typus des Katastrophenfilms erwiesen, in dem brennende Hochhäuser, Erdbeben, Flugzeugabstürze, entfesselte Krankheitserreger, Riesenhaie und -polypen Angst einjagen und den Destruktionstrieb freisetzen.)
- *Das Schutt- oder Dreckmotiv:* Gezeigt werden die verstümmelte Natur, die Kehrichtseite der Technik, die Kloaken. In dieser Welt, die auf Sauberkeit und Hygiene, auf Glanz, Politur und technische Glätte ausgerichtet ist, stellen unsere Schriftsteller mit hartnäckiger Penetranz immer wieder den Dreck in Steinbrüchen und Baugruben, in Kanalisationen, Abfalldeponien und Slums dar.

Der lädierte Mensch

Der lädierte Mensch erscheint als Opfer der Apparatwelt (als Funktionär) oder als einer, der sich verweigert, als Aussenseiter.

Funktionäre sind alle, die den Apparat treiben oder von ihm getrieben werden. Treibende wie Getriebene, Herrscher wie Beherrschte: beide sind von ihm abhängig, beide sind angepasst, konform. Es lassen sich dabei zwei Grundtypen unterscheiden:

- *Der Typus des Managers,* des Karrieristen, des Wirtschaftswundermannes, des Industriebosses, des Bankgnomen usw. Dieser Typus wird oft als entmenschlichte Groteskfigur oder als Karikatur gezeigt.
- *Der Typus des verwalteten Menschen,* des Angestellten oder des Arbeiters, der sich selbst entfremdet ist. Dazu gehört der Typus des stum-

men, kommunikationsunfähigen Menschen. Er lebt in gestörten zwischenmenschlichen Beziehungen, z. B. in einer entpersönlichten Arbeitswelt oder in einer verrotteten Ehe.

Den Funktionären stehen die *Aussenseiter* gegenüber, Menschen, die nicht mehr funktionieren, sei es, weil sie sich weigern oder aus Mangel an Kraft. Dazu gehören:

- *Der Typus des Protestierenden,* der als Oppositioneller, als Anklagender oder Angeklagter auftritt. Zugehörige Bilder sind die Agora, das Gericht oder die Gefängniszelle.
- *Der Typus des Evasiven,* des Gammlers, des Kommunarden oder des religiösen Träumers. (Jesus als Vorbild des Gammlers: Er geht von den Eltern weg, jagt die Lehrer aus dem Tempel, zieht mit seiner Kommune herum und gibt dabei sich selbst als Erlöser der Welt aus.)
- *Der Typus des kranken Menschen,* des Ausgezehrten, Verkrüppelten, Geistesgestörten – zugehörig die Bilder des Sanatoriums, des Gefängnisses, der Zelle.
- *Der Typus des «kaputten» Menschen,* des Alkoholikers, des Drogensüchtigen, des willentlich Verdämmernden – ein äusserst komplexes Motiv, das mit Frustration, Liebesverlust oder Selbstvernichtungswillen zu tun haben kann.

In der literarischen Tradition sind Aussenseiter bei Dostojewski und Strindberg, bei Wedekind, Dürrenmatt, Frisch, Peter Weiss vorgegeben. Robert Walsers Schicksal wird von vielen heutigen Autoren als symptomatisch hingestellt. Thomas Bernhard hat den Typus des gestörten Menschen ein Leben lang umkreist.

Eine ganze Reihe von Schriftstellern beschränkt sich darauf, diese Motive möglichst krass herauszustellen. Inventur wird bereits zur Kritik. Diese Kritik kann je nach Standort des Autors aus dem Leiden und Mitleiden stammen, sie kann aus der Vernunft, ideologischen Prämissen oder aus der Sicht einer Utopie hervorgehen. Es ist nicht leicht, diese vier Gruppen in der Praxis auseinanderzuhalten. Die emotionalen, rationalen, doktrinären oder utopischen Ansätze sind meist ineinander verfilzt. Der utopische Ansatz gibt sich experimentell, ist aber bei näherem Zusehen meist regressiv: er greift auf vergangene Idealzustände zurück und möchte sie in die Gegenwart einbringen.

Welche Utopien werden der lädierten Welt denn gegenübergestellt? Es gibt die Utopie der «heilen Welt», der bewahrten / geretteten Natur (Agrarutopien usw.). Es gibt die Utopie des einfachen, «primitiven» Menschen (Ideal der Naturnähe, der Bedürfnislosigkeit, damit verbunden die Bevor-

zugung von land- oder alpwirtschaftlichen Berufen, von Töpferarbeit usw.). Es gibt die Utopie der friedlichen, «repressionsfreien» Gesellschaft (Selbstverwirklichung; Make love, not war). Es herrscht da auf allen Gebieten ein grosser pädagogischer, weltverbesserischer Impetus.

Was immer wieder frappiert, ist die Ähnlichkeit dieser Motivkreise mit jenen der expressionistischen Dichtung. Schon die Dichter der zehner und zwanziger Jahre haben die Welt als anonymen Moloch, als übermächtigen Apparat, den Menschen als Verängstigten, Verkümmerten oder Verkrüppelten gezeigt. Nicht nur Klage und Kritik, auch der Protest und das O-Mensch-Pathos, der messianische Erlöserdrang sind heute wieder da. Die Inventuren sind kälter, die kritischen Angriffe härter geworden, die apokalyptischen und eschatologischen Visionen wenn möglich noch eindringlicher. Die Spannung zwischen dem erliegenden und dem erlösenden Christus ist in der Jesus-Christ-Superstar-Bewegung weltweit wieder aufgelebt. Protest und Evasion sind zwar die Grundhaltungen auch unserer Zeit; vordringliches Kennzeichen scheint aber mehr und mehr die Resignation zu sein.

Literarische Muster und Techniken

Zwei Haupttendenzen scheinen die Erzählhaltung der Nachkriegsautoren zu bestimmen: die autobiographische und die dokumentarische. Mischformen sind nicht selten; sie zeigen den Zusammenprall von Erzählfigur und «Realität», von Fakten und individueller Reaktion.

Die Tendenz zum Autobiographischen

In einer pluralistischen Welt haben Autoren das Bedürfnis, auf das ihnen Erfahrbare zurückzugehen und sich möglichst genau darauf einzulassen. Begründet wird damit ein neuer Subjektivismus, aber dieser Subjektivismus hat mit gefühliger Verinnerlichung nichts zu tun, es geht vielmehr um Selbstbeobachtung, um Rechenschaftsberichte, Selbsterfahrungsexperimente, um den Versuch, das eigene Leben als Zeichen zu nehmen, es z. B. auf ihm innewohnende Konflikte, wiederkehrende Grundsituationen, Verhaltensmuster usw. zu überprüfen. Die Gattungen sind damit gegeben: Seit dem *Homo faber* sind tagebuchähnliche Formen wiederholt aufgetreten (Beispiel: E. Y. Meyers *In Trubschachen*). Vorgegeben ist hier die ganze Tagebuch-Literatur seit Montaigne. Die zweite Gruppe bilden Lebensrückblicke und Rechenschaftsberichte, z. B. in Form von hinterlassenen Schriften. Die Muster sind aus der Romantik bekannt (Beispiele: Hans Boeschs *Kiosk;* Hermann Burgers *Schilten*); die dritte Gruppe ergeben verkleidete

Selbstdarstellungen in der Art der Bildungsromane, etwa des *Wilhelm Meister,* des *Grünen Heinrich* oder des *Nachsommer* (Beispiel: E. Y. Meyers *Rückfahrt*), die vierte unverkleidete Lebensrückblicke oder Selbsterfahrungsexperimente im Stile von Thomas Bernhards Autobiographie. Dieser Autor hat wohl zusammen mit Kafka auf die beiden letzten Nachkriegsgenerationen den grössten Eindruck gemacht. In Bernhard scheint das kalte Ich des «grausamen Theaters» wieder auferstanden zu sein.

Was uns heute in der neuesten Deutschschweizer Literatur aber auch begegnet, ist demgegenüber die Degradation des selbstgewissen Subjekts. Die «Helden» dieser Romane sind meistens Unhelden: Sie verhalten sich abwartend, schauen zu, reflektieren allenfalls, was um sie herum gesagt und getan wird, sind aber nicht imstande zu erkennen, zu planen, zu handeln. Es fehlt ihnen das, was in der individualistischen Epoche zum autonomen Ich gehört und es ausmacht: die Entscheidungsfreiheit. Das «Ich» ist zu einer angezweifelten Grösse, zu einem Problem geworden. Das hängt mit Marx zusammen: Er fasst das Ich als ein Produkt der sozioökonomischen Strukturen auf. Es hängt mit Freud zusammen: Er hat das autonome Ich durch einen spannungsgeladenen Komplex von Es-Ich-Überich ersetzt. Das Ergebnis ist eine Personalitäts- und Identitätsschwäche. (Sie schlägt sich, wie Gerda Zeltner es in ihrem hervorragenden Buch *Ich ohne Gewähr* gezeigt hat, nur schon im unsicheren Gebrauch der Pronomina nieder.)

Identitätsschwäche ist gekoppelt mit dem Realitätszerfall. Es will nicht mehr gelingen, über diese Realität sichere Aussagen zu machen. Das «Ich ohne Gewähr» vermag die Realität nicht als eine geordnete zu erkennen, geschweige denn sie zu ordnen. Die Realität ist unübersichtlich und undurchsichtig geworden. Man kann sie vielleicht noch in Partikeln erfassen, aber nicht mehr als einen Gesamtzusammenhang.

Die Tendenz zum Dokumentarischen

Die Tradition des Dokumentarromans wird in unserem Jahrhundert mit Döblins *Berlin Alexanderplatz* eröffnet. In den sechziger Jahren beherrscht die Faktenmontage das Theater wie die Romanliteratur, es sei an Hochhuth, Kipphardt, Peter Weiss erinnert, aber auch an Grass, Böll und das exorbitante Recherchen-Werk der *Jahrestage* von Uwe Johnson.

Im Dokumentarroman geht es darum, die Realität durch die Sprache ihrer selbst zu zeigen und auszustellen. Der angestrebte expositorische Effekt meint Kritik. Dokumentarliteratur ist trotz ihres Namens nicht objektiv, sie ist eingestandenermassen tendenziös und «parteilich» (Peter Weiss). Die Tendenz wird – oft ohne dass der Leser das merkt – durch Auswahl und Arrangement herausgearbeitet.

Dokumentarliteratur ist politisch. Es gilt hier aber zu differenzieren. Max Frisch hat die Unterscheidung zwischen politisierenden und politischen Autoren empfohlen. Was ist darunter zu verstehen? *Politisierende Autoren* greifen Reizthemen auf – Korruption, atomare Bedrohung, Strafvollzug, Emanzipation der Frau usw. Sie diskutieren Tagesfragen. Ihre Beiträge zeichnen sich dabei meist durch ideologische Eindeutigkeit aus. Was der Autor will, ist von Anfang an klar. Sein Denken ist vorgeprägt und führt zu Werken, die keine Überraschung zu bieten haben (und auch sich selbst nicht überraschen). Die Gesellschaft, über die er schreibt, ist sein Feind; er steht ausserhalb. Diese Art von Literatur könnte durch Traktate ersetzt werden, ohne dass dabei Verluste entständen. *Politische Autoren* bauen sich nicht einfach als Richter vor der Gesellschaft auf, um sie nach dem Schema «Ich und die andern» zu verdammen. Sie beziehen sich in die Gesellschaft mit ein: Die Gesellschaft sind wir. Sozialkritik ist dabei aber auch Selbstkritik. Was ein solcher Autor zu bieten hat, ist die Darstellung seiner eigenen Erfahrungen – seines Versagens, seiner Angst, seines Scheiterns, aber auch seiner Hoffnungen und Ausblicke. Er macht sich nicht anheischig, die Gesellschaft nach übernommenen ideologischen Rezepten zu kurieren. Er stellt Fragen. Und bei der Ausleuchtung seiner Erfahrungen schafft er eine Sprache, die unverwechselbar die seine ist. Sind aber seine Erfahrungen (und Konflikte) von gesellschaftlicher Relevanz, dann sprengt seine Sprache die hergebrachte, dann rückt sie die Dinge in ein neues Licht, dann wird sie politisch brisant: Sie verändert die Realität, ohne dabei auf ideologische Ziele ausgerichtet zu sein. Mit der alten Sprache ist dann die alte «Realität» fast unmerklich, in manchmal atemberaubender Lautlosigkeit abhanden gekommen.